

ist nicht nur durch den Auflösungsprozeß bestimmt, sondern zeigt auch einen lebendigen Kampf um den Besitz geistiger Güter auf verbreiteter Grundlage. Spätantike ist einmal gekennzeichnet durch den Synkretismus und dann durch jene Strömung, welche die Reinheit der Überlieferung zu wahren sucht. Der Synkretismus löst die klassische Kultur Griechenlands auf und überdeckt sie mit ungrichischen Elementen und Formen. Nach Auflösung der griechischen Stadtkultur übernehmen das Vermächtnis der Antike Apologeten, Kirchenväter und die Klöster. Eine besondere Pflege erfährt die Antike durch die spätmittelalterliche Stadtkultur. Das mittelalterliche Kaisertum mit seiner Idee der Fortsetzung des römischen Weltreiches gewann aus dem antiken Gedankengut Form und Ansehen (171 175 177).

Spätantike und Mittelalter vermittelten antikes Geisteserbe; die Sonderaufgabe des Mittelalters war es, die antiken Reste im christlichen Weltbilde unterzubringen. In den verschiedenen Bereichen mittelalterlicher Kultur wurde diese Aufgabe gelöst (45—374). Dies fand seine Unterstützung in der gemeinsamen lateinischen Sprache. Das als „totlebendiges Latein“ (314) gekennzeichnete Latein des Mittelalters war eine Doppelsprache: einmal handelte es sich um eine lebendige Sprache, die sich mit dem Sprechenden und Schreibenden in lebendiger Bewegung befand und somit zahllosen Wandlungen unterworfen war. Bilder, Vorstellungen und Gedanken wurden aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang herausgerissen (309 312 314). Von dieser Sprache hob sich ab die zeitlose Monumentalität der klassischen Texte. Schwer lastete diese lateinische Sprache auf der künstlerischen und sprachlichen Formgebung. Diese Gebundenheit ging auf Kosten des Schöpferischen (285). Gleichzeitig mit der Sprache übernahm man auch den Stoff der einzelnen Wissensgebiete (319). Diese mit der Spätantike anhebende lebendige Tradition entfaltete sich in Dichtung, Philosophie und Theologie. Sie erreichte ihren Höhepunkt in Thomas von Aquin und Dante. Die Harmonie von Philosophie und Theologie, Antike und Christentum kennzeichnet diese Epoche. In der Folgezeit wird diese Einheit zerstört; mit dem lateinischen Averroismus setzt das Zerstörungswerk ein (351); man wird der mittelalterlichen Form der Exempla und Autorens müde, es begann eine völlige Neuorientierung an den antiken Formen (375). Dieser Umschwung in der geistigen Aneignung der Antike ist mit dem Namen Petrarca verbunden. Er, der Ahnherr der Philologen und Textkritiker, suchte die verwarhlsten lateinischen Texte in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen, besann sich auf den Ursprung und sah in antikem Geistesgut einen absoluten Wert. Die früheren Maßstäbe wurden verschoben: es sank die Autorität, und es stieg die menschliche Souveränität. Der antike Autor wurde als in sich geschlossene Persönlichkeit gewertet (424).

Diese anregende und sehr fruchtbare Untersuchung entstand aus der Erkenntnis von der Notwendigkeit einer zusammenfassenden Schau, um einer geistigen Zersplitterung zu begegnen. Der Verf. weiß dabei um eine andere doppelte Gefahr (vgl. Vorbemerkung): die einer subjektiven Akzentverschiebung wie die des oft notwendigen Verzichtes auf tiefere geistige Durchdringung. Die unbestreitbare Fruchtbarkeit einer solchen Synthese liegt wohl darin, daß sie den scharfsinnigen Kleinarbeiten mit ihrer Fülle von Beziehungen neue Gesichtspunkte abgewinnt, da sie diese in weite geistige Räume hineinstellt. Der Verf. meint, der Analyse müsse die Synthese folgen; besser ist es, wenn beide zusammengehen. K. E n n e n S. J.

Heberer, G., und Schwanitz, Fr. (Herausg.), *Hundert Jahre Evolutionsforschung. Das wissenschaftliche Vermächtnis Charles Darwins*. gr. 8<sup>o</sup> (458 S.) Stuttgart 1960, Fischer. 72.— DM.

Eine große Zahl meist international bekannter Autoritäten der biologischen und anthropologischen Forschung hat hier gleichsam eine literarische „Ernte des Darwinjubiläums“ gehalten. Zugleich ist das verdienstvolle Werk eine Übersicht über den derzeitigen Stand der Evolutionsforschung. Wir können von den 17 Arbeiten des Werkes nur die wesentlichsten herausheben. Die 1. Arbeit stammt von J. Huxley (London) und hat zum Titel „Darwin und der Gedanke der Evolution“. H. weist darauf hin, daß die Bedeutung Darwins uns nicht veranlassen darf, das Andenken von Wallace zu verdunkeln, der unabhängig von Darwin das Prinzip der Auslese gefunden hatte. Er legt dann dar, wie Darwins Werk die Prüfung durch die Zeiten überstanden hat, wie die moderne Genetik die wesentlichsten Einsichten Darwins

bestätigen konnte, wie aber seine Theorie der sexuellen Auslese beträchtliche Abänderungen erfahren hat. Schließlich geht H. noch auf die Evolution des Menschen und die „Evolution des Geistes“ (4 ff.) ein. Darwin muß ja mit seinem Buch „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren“ (1872) als Begründer der Verhaltensforschung (Ethologie) angesehen werden. Am Schluß seiner Arbeit sagt H. einiges über die Bedeutung der Evolutionsidee im Denken der Gegenwart, wobei er einen Deismus vertritt (das Universum als gigantisches Uhrwerk, von Gott in Gang gesetzt, dann aber automatisch ablaufend). Besonders das Verhalten wird — wie H. richtig sieht — zum Brennpunkt der kommenden Evolutionsforschung werden (8). H. weist auch auf Teilhard de Chardins Idee des progressiven „enroulement“ hin.

Die 2. außerordentlich anregende Arbeit über „Darwin und wir“ stammt von O. Koehler (Freiburg). Bezüglich der Alternative „Schöpfung oder Entwicklung“ betont K. richtig: „Und‘ muß es heißen, nicht ‚oder‘. Wer mit Luther bekennt: ‚Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen‘, vergißt darüber nicht, daß er das Kind seiner leiblichen Eltern ist, das heißt, daß er sich aus ihren Keimzellen entwickelt hat. Und ebensowenig widerspricht unser Satz, daß alles Leben sich ständig aus Leben entwickelt, dem Symbolgehalt der Genesis“ (29).

Ein weiterer Beitrag über „Die Ursachen der Evolution“ stammt von dem führenden Genetiker Th. Dobzhansky (New York). Dieser betont vor allem, daß es eine „Evolution der Evolutionstheorie“ gibt und die Formulierungen Darwins der modernen Evolutionstheorie etwa ebenso ähneln wie die Theorie Newtons der modernen Physik. Nach einigen historischen Bemerkungen geht D. auf eine kurze Darlegung der modernen Ergebnisse (Mutation, genetische Bürde, Geschlecht und Evolution, natürliche Auslese, Konkurrenz und Zusammenwirkung, menschliche Evolution) ein. Eine weitere Arbeit von D. behandelt die Frage „Evolution und Umwelt“. Zuerst widerlegt er die Autogenesis-Theorien, welche die Evolution als ein vollständig vom Innern der Organismen her determiniertes Geschehen auffassen. Die Evolution erfolgt auf Grund des Zusammenspiels von Organismus und Umwelt. Die Rolle der Umwelt wird nach einem Wort von Toynbee als „Herausforderung und Antwort“ (85) beschrieben. Freilich gewinnt man im Laufe der Abhandlung den Eindruck, daß nach Ablehnung der sicherlich nicht zutreffenden absoluten Autogenesis allmählich die Tatsache des Zusammenspiels zwischen Organismus und Umwelt so verschoben wird, daß das fast einzig bestimmende Gewicht auf seiten der Umwelt liegt und man zu einer, wie mir scheint, ebenso einseitigen Milieutheorie (Ektogenese) gelangt. D. sagt selbst: „Die Umwelt reizt an, sie erregt, bedingt und begrenzt evolutive Änderungen, aber sie entscheidet nicht exakt, welche Änderungen erfolgen werden“ (85). Sehr richtig betont er auch, daß die Evolution eine „schöpferische Antwort der lebenden Materie auf von der Umwelt gebotene Gelegenheiten“ (96) darstellt. Diese schöpferische Antwort besteht in der Entstehung echter Neuheiten. Allerdings darf man — wenigstens naturphilosophisch gesehen — wohl mit Recht bezweifeln, daß dieses schöpferische Produkt allein von zufälligen Mutationen und einsetzenden Selektionswirkungen sei und deshalb nichts Schöpferisches auf seiten des Organismus angenommen werden darf. Dieses Schöpferische ist nicht notwendig, wie D. gegenüber den Autogenesistheorien annimmt, als präformierte Struktur im Organismus zu verstehen. Das würde tatsächlich dem echten Schöpferischen widersprechen (97). Aber wenn wir einen Vergleich aus dem Menschlichen hier heranziehen dürfen, wo uns geistig Schöpferisches allein gegeben ist, so ist doch etwa die Kunstgestalt im Künstler auch nicht prästrukturiert vorhanden, sondern meist nur ein nicht im einzelnen determinierter Antrieb, der sich erst in der künstlerischen Arbeit real gestaltet oder entwickelt. Vergleichsweise dürfen wir auch auf seiten des lebendigen Organismus etwas allerdings unbewußt Schöpferisches annehmen, ein „dynamisches Ordnungsfeld“, in dem zwar nicht vorbestimmt ist, was werden soll, das aber mit der Statistik des Evolutionsmechanismus (Mutation—Selektion) zusammenarbeitet und zu organischen Neubildungen führt. Dieses dynamische Ordnungsfeld ist kein „mystischer“ Faktor, sondern der Organismus als lebendiges Wesen.

Weitere Beiträge beschäftigen sich mit Darwin und der modernen Evolutionsforschung von botanischer Seite aus (*Brabec, Schwanitz, Haustein*), andere von seiten der Zoologie (*Klatt, Mertens, de Lattin*), der Geologie (*Andrée*) und Paläontologie

(Schmidt), schließlich noch von seiten der Wissenschaftsgeschichte (Zimmermann). Ein kurzer, aber gehaltvoller Beitrag über Darwin und die Ethologie leitet dann über zu den beiden letzten Arbeiten, die sich dem Problem des Menschen widmen (Lenz, Heberer). Die Arbeit von Fr. Lenz über die soziologische Bedeutung der Selektion enthält manche unsachgemäße philosophische „Seitenhiebe“, die der sehr bedeutungsvollen Sache wenig zuträglich sind. Auch die Polemik gegen das Werk von Conrad-Martius über den Sozialdarwinismus trifft wohl nicht den Kern der Sache. So sehr es richtig verstanden werden kann, daß es keine platonische Idee „des“ Menschen gibt, so falsch und in den Konsequenzen schauerlich ist der Satz: „Aus der Natur ‚des‘ Menschen läßt sich kein Wertprinzip und keine Ethik begründen“ (391).

Den Abschluß des Werkes bildet die Arbeit G. Heberers: „Darwins Urteil über die stammesgeschichtliche Herkunft des Menschen und die heutige paläanthropologische Forschung“. Es sei nur kurz angemerkt, daß es nicht richtig ist, Schöpfung durch Gott als Wunder und Eingreifen in die Naturordnung zu definieren und dann von diesem falschen theologischen Begriff her gegen „Supernaturalismus“ zu polemisieren. Selbst mit einer Evolutionstheorie, die den nahtlosen Zusammenhang aller lebendigen Wesen annimmt, ist Schöpfung im eigentlichen Sinn zu vereinigen, da sie den inneren (nur philosophisch und theologisch verständlichen) Horizont aller sich entwickelnden und zusammenhängenden Wesen besagt. Gott braucht nicht wundermächtig von außen in die Naturordnung einzugreifen, da er schon immer innerste Mitte aller Entwicklung ist. Darum wird Schöpfung auch nicht durch die Entdeckung eines nahtlosen Zusammenhangs im biologisch-phänomenalen Bereich widerlegt werden können. Mag man das zu Zeiten Darwins nicht klar gesehen haben, wenigstens heute sollte man nicht immer wieder die alten Positionen gegeneinander auszuspielen versuchen.

A d. H a a s S. J.

Siefer, Gr., *Die Mission der Arbeiterpriester. Ereignisse und Konsequenzen. Ein Beitrag zum Thema: Kirche und Industriegesellschaft*. 8<sup>o</sup> (335 S.) Essen 1960, Driewer. 24.80 DM.

Die zeitweilig leidenschaftliche Diskussion um die Arbeiterpriester ist inzwischen so weit abgeklungen, daß eine ruhige Besinnung möglich geworden ist. Dazu legt S. eine sehr gründliche und gut fundierte Studie vor. Als Beitrag zum Thema „Kirche und Industriegesellschaft“ ist seine Arbeit zunächst religionssoziologischer Natur und konnte als solche von der Hamburger Philosophischen Fakultät als Dissertation angenommen werden; zugleich greift sie notwendigerweise aber auch weit in den theologischen Bereich hinein, weswegen sie auch das bischöfliche Imprimatur des Verlagsortes Essen trägt. Die überaus vorsichtig abwägende, um nicht zu sagen: verklausulierte Ausdrucksweise, die das Verständnis manchmal mehr als notwendig erschwert, erklärt sich vielleicht daraus, daß der Verf. ständig Seitenblicke nach zwei Seiten — Philosophische Fakultät und kirchliche Behörde — glaubte nehmen zu müssen, was ihm bewußt oder unbewußt Hemmungen auferlegte. Leidtragender ist der Leser, der oft mühsam herausbringen muß, was der Verf. sagen will.

Kurz und bündig ist das Ergebnis des Verf. dieses: Das Unternehmen der Arbeiterpriester war ein Irrweg; desgleichen das Verbot (289); ohne das Verbot wäre nach seiner Meinung das Unternehmen still ausgelaufen, und man hätte aus den gemachten Fehlern gelernt; durch das Verbot wurde das Gegenteil dessen, was bezweckt war, herbeigeführt: statt stiller Liquidation dauert das Unternehmen, wenn auch nur in sehr begrenztem Umfang, mehr oder weniger illegal oder legalisiert, heute noch fort.

Wichtige, „mehr negativ konstatierende als positiv definierende Schlußfolgerungen“ stellt der Verf. in einer Folge von 7 Thesen zusammen (243 f.); dort findet der Leser die — erschütternde — Quintessenz des Buches.

Die Analyse, die der Verf. von den sozialen und kirchlichen Verhältnissen Frankreichs bietet, dürfte im wesentlichen zutreffen, besonders wenn man beachtet, daß er sie auf die erste Zeit nach dem Kriege beschränkt und den seither in der sozialen und ökonomischen Lage der französischen Arbeiterschaft eingetretenen Wandel nicht erkennt. Für uns Deutsche ist diese — heute weitgehend überholte — Lage der französischen Arbeiterschaft schwer vorstellbar. Noch schwerer allerdings ist für uns zu verstehen — und darauf geht der Verf. befremdlicher Weise nicht ein —, wie es möglich war, daß Teile der französischen Intelligenz, darunter auch zahlreiche Arbeiterpriester, marxistisches Gedankengut in sich aufnahmen zu einer Zeit, da